

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Kreuz der Ehrenlegion.

Von Henri Barbusse.

Durch einen überraschend geführten Schlag drangen wir in das Dorf Karakou (oder so ähnlich) ein. Es waren nur Frauen, Kinder und Greise daheim. Alle Krieger Volobés (so ungefähr nannten sich die Seidenaffen, aber beschwören kann ich es nicht) waren zufällig an diesem Abend auf die Jagd gegangen.

Dank der dichten Dämmerung und der Tatsache, daß einer der unseren in aller Stille einen Hanswurst mit einem Gesicht voll Runzeln gleich einem alten gewichsten Schuh niedergeschlagen hatte, der, nahe der Einfriedigung hockend, das Dorf zu bewachen glaubte, konnten wir bis zu den Anfängen des Hauptplatzes heranrücken, ohne die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.

Hinter den Hütten verborgen, machten wir unsere Gewehre fertig und legten an, um aus unserer gedeckten Stellung alle diese nichtsahnenden Schatten niederzuknallen, die auf der Erde und den Steinen herumhockten oder hin und her gingen.

Gerade vor mir saßen auf einer Bank gegen eine Wand gelehnt zwei Neger, unbeweglich und stumm, einer ganz nahe beim anderen, und einer dem anderen ganz gleich, und ich fragte mich, was sie sich wohl alles nicht sagen mochten . . .

Das Signal! Von allen Seiten zugleich brach das Knallen unserer Gewehre los. Es war schnell geschehen; alle diese schwarzen Schatten wurden in zwei Minuten zu den Vätern geschickt; man hätte fast glauben können, die Erde hätte sie verschlungen oder sie seien fortgeflogen und hätten sich verflüchtigt wie Rauch.

Gewiß, ich gestehe, daß wir die paar überlebenden Neger und Negerinnen, die wie Ratten in ihren Hütten hockten und so unserem Gewehrfeuer entronnen waren, ein wenig unsanft hinüber beförderten. Diese Ausschweifungen, im Kriege ganz natürlich und menschlich, waren durch die Siegesfreude entschuldigt und dadurch, daß wir betrunken waren — weil wir im Frauenhaus ein Fäßchen Zuckerbranntwein entdeckt hatten, das durch irgendeinen erbärmlichen englischen Händler den Volobés verkauft worden war. Was mich anbelangt, so muß ich zu meiner Entlastung sagen, daß ich nur eine außerordentlich wirre Erinnerung an das habe, was voringing. Doch, trotzdem, eine Einzelheit: Die zwei Wilden, die mir gegenüber gesessen hatten, während ich mein Gewehr lud und von denen ich einen aufs Korn genommen hatte, die sah ich wieder: ich fiel fast über sie. Zu Füßen der Bank, auf der sie sich noch vor einem Augenblick so komisch angeschwiegen hatten, bildeten sie einen einzigen Leichnam. Es waren ein kleiner Neger und eine kleine Negerin, eins ans andere geklammert und gekrampft wie zwei Hände . . . Zwei Liebende! Die Sache ging mir wider meinen Willen nach in einem Maße, daß ich im Laufe dieses historischen Abends nicht umhin konnte, ein paarmal darüber zu scherzen.

Dann ist in meinem Gedächtnis alles durcheinander: die Orgie, unser Geschrei, unsere Tänze, unsere Grimassen und unsere Bewegungen und plötzlich ein scharfer Schmerz im Schädel . . . Ich falle . . . Nichts mehr.

Erst sechs Wochen später kam ich wieder zur Besinnung, im Spital zu St. Louis: eines Morgens öffnete ich die Augen in einem weißlichen Raum, in dem es nach Jodoform roch.

Man berichtete mir nach und nach, in kleinen Dosen, was sich ereignet hatte: Unsere Kolonne hatte sich unklugerweise in dem eroberten Dorf verspätet und war auf dem Plage eingeschlafen. So hatten die Krieger Volobés, als sie zurückkamen, alle die unseren, alle, bis auf den letzten Mann, getötet.

„Und ich?“ machte ich.

Man erklärte mir, daß ein Zufall mich gerettet habe: der Einsturz einer Hütte, deren Trümmer mich zu Boden geschlagen, aber auch verborgen hatten. Am folgenden Tag hatte das Gros der Expedition das Dorf wieder in Besitz genommen und dem Erdboden gleichgemacht, alle Volobés getötet und mich an den Füßen unter den schützenden Trümmern herausgezogen.

. . . Aber es kam noch schöner: der Gouverneur trat an mein Bett, um mir anzuzeigen, daß ich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden sei. Alle meine Kameraden tot, ich ausgezeichnet! In unaussprechlicher Aufregung und ungetrübter Glückseligkeit schlief ich an jenem Tage ein.

Ich brauchte nicht lange um gesund zu werden: ich hatte solche Eile, mit dem Kreuz, das ich erworben hatte, in mein Dorf zurückzukommen! Ich baute Luftschlösser, in denen ich mir vorstellte, was für Gesichter sie alle machen würden: Vater, Mutter, Nachbarn. Meine früheren Freunde, die arme Kerle gelieben waren, würden nicht wagen, mit mir zu sprechen: der Werkmeister der Fabrik würde mit mir Brüderschaft trinken. Wer weiß, ob nicht sogar das reiche Fräulein Mounier, trotz ihres Alters, einwilligen würde mich zu heiraten!

Der heiß ersehnte Tag kam heran: an einem Julimorgen landete ich in Billeneuve, das Bein nachschleppend, den Kopf hoch, mit meinem alten Mantel und meinem neuen Kreuz.

Welcher Empfang, meine Herren! Der Bahnhof war vollgestopft mit Musik, und es gab eine Reihe Ehrenjungfern, von den kleinen, die zum erstenmal kommuniziert, bis zu den großen, heiratsfähigen, mit Fahnen und Blumensträußen. Ein in einem zu engen Gehrock eingezwängter Mann, so rot wie eine Kuh, begrüßte mich mit einer Rede, als ich noch auf dem Trittbrett stand, und der Herr Graf von Wilbert, dem das Schloß gehört und der im Jagdostium war, lächelte mir zu. Die Leute pufften sich, stießen sich, einander zureufend: „Da ist er!“, so wie man schreit: „Es lebe der König!“ Und in der Menge blähten sich meine Eltern, in Sonntagsgewändern fast unkenntlich.

Man schleppte mich zum Frühstück ins Rathaus: vorher wurden Ansprachen gehalten und nachher. Bei alledem war nur die Rede von mir. Man nannte mich „den glorreichen Überlebenden von Karakou“, den „Helden von Senegal“. Man erzählte mir meine Tat in zwanzig verschiedenen Fassungen, mit einer gewissen Art, plötzlich Dinge wie Frankreich und Zivilisation damit zu vermischen . . .

Schließlich fand ich mich allein in der Abenddämmerung, nahe den Fabriken.

Ich folgte dem Pfad, der rund um die Kirche führt, um heimzugehen. Obwohl die Nacht hereinbrach, blitzten meine Augen wie geblendet, und meine Füße waren schrecklich schwer. Ich hatte einen leeren und hohlen Kopf, und trotzdem quälte mich etwas . . .

. . . Da sah ich bei einer Wegbiegung im Halbdunkel auf der Bank einer Hütte zwei Wesen nahe beieinander sitzen. Sie mußten sich bei der Hand halten, sie sprachen nicht; aber sie schienen sich diesem gegenseitigen Stillschweigen wie einer wichtigen Sache hinzugeben. Man sah im Abendnebel nichts weiter von ihnen, als daß sie menschliche Gestalten hatten und daß sie Besseres als Worte tauschten.

„Ahl!“ machte ich und stand von neuem still.

Und sogleich sah ich, die Augen starr auf diesen dunkeln Winkel des Dorfes gerichtet, ein anderes Dorf vor mir, das jetzt vernichtet, mit all' seinen Bewohnern vom Erdboden verschwunden war, vor allen Dingen aber mit diesen zwar kleinen schwarzen Geschöpfen, die zusammen vor mir gezuht hatten, und von denen ich nichts kannte als ihre Menschenform und ihr umschlingendes Schweigen . . . Und dieses schwarze Paar glich in der Vereinfachung der Nacht genau diesen beiden Schatten da.

Diese Schatten, diese Neger . . . Es war wirklich einfältig, Zusammenhänge zu sehen . . . Aber ich sah sie. Wenn man zuviel getrunken hat, wird man sozusagen unschuldigen und einfachen Geistes. Und ich mußte ordentlich betrunken sein, denn dieser spafshafte Vergleich, der mich hätte lachen machen sollen, machte mich weinen; und ich griff nach meinem Kreuz, nahm es von der Brust und verbarg es schnell wie ein gestohlenes Gut in meiner Tasche.

(Aus der Novellensammlung „Wir Anderen“, M. Pischer-Verlag, Zürich.)

Ein technischer Uebermensch.

Von R. Francé.

Man hat als das größte Erfindergenie aller Zeiten den Amerikaner Th. Edison bezeichnet, nicht wegen der Bedeutung seiner Erfindungen, sondern wegen der großen Zahl erfinderischer Ideen und der technischen Vielseitigkeit dieses Kopfes. An sich bereicherten ein Liebig durch die Erfindung des Kunstdüngers, oder Solvay durch seine Verbesserung der Sodafabrikation oder Haber durch den Luftstickstoff die Menschheit mehr als Edison, dessen Kopf die Erfindungen entsprang, wie man Telegraph, Telephon, Mikrophon, Glühkompe, Phonograph und Kinematograph verbessern könne.

Trotzdem aber muß unser Geschlecht den Ruhm, das besonders erfindungsreiche zu sein, abgeben an eine Gestalt langvergangener Jahrhunderte, deren festgestimmter Ruhm auf ganz anderen Gebieten längst feststeht und die gewissermaßen nur als Liebhaber den technischen Erfindungen nachging.

Das ist der Italiener Leonardo da Vinci, wenn man dem merkwürdigen Buche vertraut, das der bekannte technische Schriftsteller F. M. Feldhaus*) über ihn als Erfinder in die Welt sendet.

Gewöhnlich wird dieser 1452 geborene Künstler als Maler bezeichnet und wenn man seine durch den seinerzeitigen Diebstahl noch mehr als durch ihre Schönheit berühmte „Mona Lisa“ betrachtet, wird man zuweilen, daß Leonardo mit den ersten Meistern des Pinsels für alle Zeiten wetteifern kann. Aber ebenso bedeutend scheint er als Bildhauer gewesen zu sein, wenn sich auch auf diesem Gebiete sein Hauptwerk nicht erhalten hat. Aber dieser Mann war von Beruf gar nicht Künstler, sondern eigentlich „Generalingenieur“ in den damaligen Kriegswirren, der umfangreiche Festungsbauten und Kanäle anlegte. Nebenbei macht er Gedichte, schreibt naturwissenschaftliche Abhandlungen, studiert die Anatomie des Menschen und — bedeckt Tausende von Blättern mit Entwürfen zu Maschinen, Werkzeugen, Erfindungen aller Art. Aus diesem Nachlaß, der sich überaus reich erhalten hat, bisher aber merkwürdigerweise noch technisch gar nicht richtig ausgewertet wurde, schöpft das Feldhaus'sche Buch und führt hinein in eine verwirrende Welt der merkwürdigsten Einfälle, in einen Ideen- und Kenntnissreichtum, von dem man gestutzt sagen kann, daß er wohl keinem unserer Zeitgenossen zugemutet werden könne. Um so erstaunlicher ist es also für einen Zeitgenossen des Kolumbus und eines Jahrhunderts, das technisch geradezu urweltlich anmutet.

Was erfand Leonardo in seinen Ruhestunden? Man höre und staune. Er untersucht den Vogelflug und konstruiert danach eine Flugmaschine, die bis zum veruchsfertigen Apparat gediehen ist. Sein Diener steigt damit auf, stürzt aber ab und bricht das Bein.

Er entwirft eine Befestigungsart für Städte, die erst Jahrhunderte später in Preußen ausgeführt wird.

Er mißt sich um den inneren Städtebau; schlägt vor, unterirdische Straßen für die gesundheitswidrigen Arbeiten zu bauen, erfindet Schornsteinaufzüge, Hebezeuge für Bauten, Bagger und Kunststeine. Eine besondere Spezialität in seinem Kopf sind die Kriegserfindungen. Unermüßlich entwirft er Hinterlader, Geschütze und deren Verschüße, ein Maschinengewehr und neue Geschosformen. Es gibt eine Leonardsche Zentrifugalpumpe von großer Genialität, neue Gebläse, einen Erdbohrer, Bohrmaschinen, Walzwerke zum Verjüngen von Walzen, Gewindeschneidzeuge und Schleifmaschinen, Pressen und Gelenkfedern. Er erfindet vor den Holländern die Windmühle, macht Dampfversuche, die ihn ganz nahe an die Möglichkeit bringen, die Dampfmaschine dreihundert Jahre vor ihrer Erfindung zustande zu bringen. Er ist der Erfinder des Webers, konstruiert die erste Dunkelkammer, wobei er gleich auf demselben Fettel eine Wellentheorie für Licht, Schall und Magnetismus aufstellt!

Dieser seltsame Wundermann ist auch der Erfinder eines ganz modernen Scheinwerfers; er macht Vorschläge (lange vor der Erfindung des Fernrohrs), wie man Gläser machen müsse, „um den Mond groß zu sehen“. Er denkt an ein Hyarometer, an einen Schrittzähler, einen Rettungsgürtel und an ein Wasserfahrrad. Besonders viel beschäftigen ihn die Konstruktionen einer Luftschraube, solche des Fallschirmes und der Taucheranzüge. Er denkt aber auch an Destillierapparate, Spinn- und Tuchschermaschinen; Drehbänke und Dampfgebläse, Schneebriken und Höllemaschinen. Krane und ein mechanisches Relais, Turbinen und Wärmekraftmaschinen, Zahnräder und Lampenzylinder, das ist die innere Welt dieses Mannes, der seinem Zeitalter um vier Jahrhunderte vorausieht und das Beispiel eines so vielseitigen technischen Genies ist, wie seitdem keines mehr auf Erden erschien.

Über alles das bleibt Idee und Entwurf, flüchtige Skizze und Tagebuchblatt vertrauter Stunden und außer den zu Beginn genannten Leistungen fördert er die Menschheit praktisch nicht. Sein ganzes Leben vergeht, als ob er ein vorwepelndes Gespenst der Zukunft wäre, ein zu früh Erwachter, der mit seiner Zeit und mit dem die Zeit nichts zu beginnen weiß.

So hat man sich das Problem: „Leonardo, der Techniker“ bisher zurechtgelegt und so deutet es auch Feldhaus in der Einleitung, die er den Tagebuchblättern dieses technischen Wundermannes vorgeschickt. Ich glaube aber, das ist nicht der richtige Standpunkt. Und ich meine, es gebe eine ganz andere Deutung für

*) F. Feldhaus, Leonardo, der Techniker und Erfinder. Vena (E. Diederichs). Quart. Mit 10 Tafeln und 130 Skizzen nach Leonardo.

diese Explosion von Einfällen in einem Kopf, für diese Ueberflutung mit Ideen, die aus ihrer Zeit ganz unerklärbar sind, und mit ihr in gar keiner Weise zusammenhängen.

Man beachte nur einmal Folgendes: Alles, was Leonardo zur Hand nimmt, wird die Quelle von Erfindungen; jeder Gegenstand, dem er sich zuwendet, zeigt ihm neue Seiten und Möglichkeiten. Es sind also nicht Einzelkenntnisse und Erfahrungen, die ihn da und dort eine neue Anwendungsmöglichkeit erblicken lassen, sondern es muß eine alles umfassende, grundlegend neue Idee sein, in deren Licht ihm die Welt so verwandelt erscheint.

Sucht man nach dieser einheitlichen Idee, die ihm die Augen so hellseherisch öffnet, entdeckt man bald eine Verwandtschaft mit einer ähnlich universon Bewegung der Gegenwart.

Leonardo war Naturforscher und ein ausgezeichnete Naturkennner, der denkend nach der Dinge Wesen trachtete. Und als solchem ging ihm eine der großen Wahrheiten des lebendigen Seins auf. Daß die Natur das Vorbild der Schaffenden sein muß. Mit anderen Worten, daß die technische Leistung nur auf einerlei Weise zustande kommen könne und oft genug schon von einem Tier oder einer Pflanze oder einer Naturerscheinung bereits verwirklicht sei, diesen Vorbildern daher nur nachgemacht zu werden brauche.

Man nennt diese Denkungsart heute Biotechnik und aus ihr quillt gerade in den letzten Jahren ein ebenso unerlöschlicher Springquell technischer Anregungen hervor, wie aus der gleichen Einsicht in jenes alten Italiens Kopfe. Ueberblickt man die Liste seiner Einfälle, wird man tatsächlich finden, daß immer die Naturbeobachtung, die Nachahmung des natürlichen Geschehens ihn leitet. Nach dem Vogelflug macht er seinen Apparat zurecht, genau wie wir den unseren, den Naturselfdruck wendet er an, die Tierklaue ahmt er nach im Bagger, das Auge in der Dunkelkammer und so fort in hundertfacher Abwandlung.

Ein Genie war er zweifelsohne, aber das Genie eines begnadeten Gedankens — kein Techniker, denn dazu fehlt ihm der praktische Antrieb und die Freude an der Auswertung, dafür ein Naturforscher und Denker, der, wenn er Philosoph geworden wäre, die Jahrtausende mit seinem Geisteslicht erhellt hätte, wie nur die ganz Großen aus der Reihe der Konfuzius und Pythagorasgenien.

Das ist meine Lösung des Problems, das uns der „Techniker Leonardo“ aufgab und das so lange nicht verstanden werden konnte, bis man nicht denselben Gedanken wiederfand, der aus ihm so magisch glüht.

Die Schwindsucht im deutschen Volke.

Wenn ein Volk durch einen Krieg oder eine Seuche dezimiert wird, so verliert es jedes zehnte Glied seiner Bevölkerung. Zu solchen „dezimierenden“ Seuchen gehört die Tuberkulose oder Schwindsucht, jedoch mit dem Zusatz, daß nicht jeder zehnte Deutsche wirklich an Tuberkulose stirbt, sondern früher oder später von der Tuberkulose-Krankheit befallen und in seiner Gesundheit und Erwerbsmöglichkeit geschädigt wird. Und gerade im erwerbsfähigen Alter fordert diese Krankheit die meisten Opfer, denn von vier Menschen, die im Alter zwischen 15 und 60 Jahren sterben, ist immer einer der Tuberkulose erlegen! Im deutschen Reich stehen weit über eine Million Lungenkranke in ständiger ärztlicher Behandlung. Und wie viele mögen es sein, von denen der Arzt nichts erfährt und die ihre Krankheit Jahr um Jahr hinschleppen, bis sie zuletzt an Entkräftung zugrunde gehen. Auf dem Leichenschaustein steht dann „Entkräftung und Herzlähmung“ als Todesursache, der Schwindsuchtsbazillus aber weiß es besser, wer schuld ist und hat während der langen Krankheit längst Gelegenheit gefunden, auch die anderen Familienmitglieder anzustecken, so daß auch sie langsam aber sicher dahinsinken.

Wir sind gewohnt, die Tuberkulose als Wohnungskrankheit zu bezeichnen. Denn je enger die Wohnung, desto sicherer wird ein Lungenkranke sämtliche Mitbewohner anheften und so durch die in seinem Speichel vorhandenen Tuberkelbazillen anstecken. Wenn wir also die Tuberkulose ernsthaft bekämpfen wollen, müssen wir alle Kranke, solange sie Bazillen aushusten, aus ihrer Wohnung absondern. Dazu gehört aber zweierlei, was wir nicht besitzen: 1. große Geldmittel und 2. eine weit fortgeschrittene gesundheitliche Volksaufklärung. Denn nur mit großen Mitteln und bei Zustimmung des gesamten über diese Dinge unterrichteten Volkes könnten die nötigen Räume beschafft werden. Nur so wäre die Durchführung gesellischer Maßnahmen nach dieser Richtung möglich! Bis jetzt verfügt Deutschland über 170 Heilstätten für Erwachsene mit 18 000 Betten und 257 Heilstätten für Kinder mit 19 000 Betten, ferner über 339 Tuberkulosestationen in Krankenhäusern und Pflegeheimen. Walderholungsstätten haben wir 164, Genesungsheime 37, Beobachtungsabteilungen 86, Waldschulen 21. Die Versicherungsanstalten veranlagten im Jahre 1921 zur Behandlung von Lungen- und Keisspülkranken in Heilstätten 81½ Millionen Mark, zur Behandlung anderer Tuberkulose-Erkrankungen weitere 64 Millionen Mark. Das Bestreben, Lungenkranke, die Invalide geworden sind, nicht nach Hause zu schicken, sondern sie wegen der Ansteckungsgefahr in Anstaltspflege zurückzuhalten, ist zumal bei den Versicherungsanstalten von Schlesien, Rheinland und Westfalen zu beobachten. Durch Einrichtung von Tuberkulosefürsorgestellen sucht man immer mehr alle Lungenkranke auffindig zu machen, um sie und ihre Angehörigen der nötigen Untersuchung, Behandlung und Belehrung zuzuführen.

Die Belehrung müßte auch noch in ganz anderer Weise als bis-
r verallgemeinert werden. Wanderlehrer müßten in Städten und
Dörfern durch Lichtbildervorträge die Bevölkerung aufklären, in den
Schulen müßte die Tuberkulose ein wichtiges Kapitel in der Stunde
für Gesundheitspflege bedeuten. Die Lehrer müßten schon auf dem
Seminar über die Krankheit, die ja auch ihren selbst droht, aufge-
klärt werden. So wäre zu hoffen, daß die einzelnen Bazillenstreuer
immer früher erfaßt und für die Allgemeinheit unschädlich gemacht
werden könnten!

Allerlei, das nebenbei ging.

Von Henni Lehmann.

„Das ging nebenbei“, pflegte meine Freundin Hanna Hettlerle
zu sagen, wenn sie in der Schule irgend etwas auswendig herlag
sollte und es regelmäßig falsch herausbrachte. Zum Behalten langte
es eben bei ihr nicht. Aber mit diesem „Das ging nebenbei“ hatte
sie sich dann mit ihrem Schicksal, Schelte, Schulstrafe usw. abge-
gefunden und war zufrieden. Der Spruch kann deshalb als Lebens-
weisheit für passende Gelegenheiten empfohlen werden. Es geht
jedem vieles nebenbei. Man ärgert sich dann, und die andern finden
es oft komisch, wie wir Hanna Hettlerles Versprechen beim Auf-
sagen komisch fanden. — Ueberhaupt das Versprechen! — Besonders
schön ist das auf der Bühne. Ich vergesse nicht den Schauspieler
einer kleinen Bühne, der mit der damals berühmten Tragödin
Klara Ziegler zusammen in der Iphigenie spielte, und — wahr-
scheinlich vor der Ehre verwirrt — pathetisch erklärte, er müsse
fremder Leute Tische unter seine Füße stecken, worauf sie, ohne sich
zu versprechen, ihm wütend ein hörbares „Schafskopf“ zurief. Und
die liebe junge Sängerin, die an der gleichen Bühne als Elsa im
Lohengrin auf Engagement gastierte, und als sie an die Stelle kam:
„Unselig holder Mann“, mit Schmelz und Hingebung ihren Loheng-
grin ansang: „Unholder Seligmann!“

Bei einer recht ernsthaften Gelegenheit, bei einer Leichenrede
am offenen Grabe versprach sich einmal der frühere Oberbürger-
meister von Berlin, Max von Fordenbeck, der erste deutsche Reichs-
tagspräsident. Der Verstorbene war ein frommer Mann gewesen,
und Fordenbeck, der ja Katholik war, wollte sagen: „Der Herr war
sein Schutz und Schirm.“ Leider wurde aus dem Schutz und Schirm
ein „Schiz und Schürm“, dann bei der Verbesserung ein „Schruß
und Schürm“, ein „Söriz und Schürm“, und so verhedderte er
sich weiter, als glücklicherweise ein paar Regentropfen fielen und
eine Dame ihren Schirm aufspannte. Da stieß er erlöst das Wort
„Schürm“ hervor, was die Fassung der Trauergesellschaft etwas auf
die Probe stellte.

Neht war auch, als der Rostoder Universitätsrektor Prof. Berlin
in einer feierlichen Sitzung immer von dem „Lehnstuhl der Philo-
sophie“ sprach den ein verstorbener Kollege innegehabt hatte.

Was ist aber alles Versprechen gegen das Verdruhen, dem man
mit Recht nachsagt, daß ein Teufel dabei seine Hand im Spiele hat?
Eicher war es ein Teufel, der einen historischen Druckfehler zuwege
brachte, von dem ich berichten kann nach Ueberlieferung. Es ist in
den vierziger Jahren des verflohenen Jahrhunderts gewesen. Die
Ernte war sehr schlecht, das Brot wurde sehr teuer. Man wollte
Hilfe der Regierung, Heranziehung der Landwirte, — ganz wie
heut. Aber damals hatte man kein Parlament. Deshalb schickte
man in einem Bundesstaat eine Deputation zum Kronprinzen.
Seine königliche Hoheit jedoch fand das anmaßend, knurrte die Ab-
gesandten höchst ungnädig an und entließ sie kurz. Die Zeitung
druckte einen Bericht, in dem aus dem „Kronprinz“ ein „Knorprinz“
wurde. Der Zensor befahl streng dem Druckfehler zu forzieren.
In der Verbesserung wurde aus dem „Knorprinz“ ein „Kornprinz“.

In einer Kritik über eine Sängerin stellte der Druckfehlerteufel
ihre „hervorragende Beiblichkeit“ fest, was ihr nicht so angenehm
war, als wenn es richtig „Lieblichkeit“ geheißen hätte. Mir hat er
einmal aus einer schwarzen Piste, die ich im Vortrag erwähnte, ein
schwarzes Licht gemacht, das die Unternehmer über Mißliebige
führten. Bunte Weihnachtlicher konnten wir in besseren Zeiten.
Schwarze Lichter sind selbst in Unternehmerhänden einigermaßen
neu. Einmal jedoch habe ich den Druckfehlerteufel besiegt. Eines
meiner Gedichte beginnt: „Wir gleiten leicht den Strom hinab im
Boot“. Der Drucker druckte jedoch in der ersten, zweiten, dritten
und vierten Korrektur höchst hartnäckig: „Wir gleiten leicht den
Strom hinab im Bett“, was doch höchst unpassend gewesen wäre
und mich in ein falsches Licht gesetzt hätte, vielleicht auch in ein
schwarzes. Bei der fünften Korrektur vor Fertigstellung des Ban-
des hatte ich aber den Teufel besiegt und aus dem Bett war wieder
ein Boot geworden.

Sehr klug war der Teufel, der neulich in einem Bericht über
Bücherpreise aus den „Grundpreisen“ „Grunzpreise“ machte. Wer
grunzt heut nicht über Bücherpreise? —

Aber zum Schlusse berichte ich von dem Drucker, dem es neben-
bei ging, als er am Schlusse eines Buches über das Druckfehler-
verzeichnis druckte: „Druckfehler.“ Was verbesserte er bei der zwei-
ten Auflage und setzte über das Verzeichnis: „Druckfehler.“

Wenn ich dies Feuilleton schreibe, so habe ich nur eine Hoff-
nung, daß es mir nicht nebenbei geht und der Teufel mir keinen
Druckfehler hineinpraktiziert, denn leider ist auch der „Vorwärts“
nicht darüber erhaben. Er hat neulich aus einem „Deutschnationalen
Taschenbuch“ in dem kleinen Artikel von Vena ein „Deutschnatio-
nales Taschenbuch“ gemacht, in das hinein sich beim besten Willen
niemand schnauben kann. Also bitte, lieber Teufel!

Wie entstehen die Sonnenflecken?

Neuere Ansichten.

Bei der Wichtigkeit, welche die Sonnenflecken für unsere Wetter-
gestaltung haben, ist die Frage nach der Entstehung und der Perio-
dizität der Sonnenflecken auch über das wissenschaftliche Interesse
hinaus für unsere Kenntnis sehr wesentlich. Immer mehr bricht
sich die Erkenntnis Bahn, daß die Sonnenflecken nicht allein mit
inneren Vorgängen auf unserem Zentralgestirn zusammenhängen,
sondern daß äußere Einflüsse dabei eine maßgebende Rolle spielen.
Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß auch Astronomen noch
an der älteren Ansicht festhalten. So hat erst vor kurzem der Russe
Peter Schirwinitsch von der Donischen Sternwarte Nowotischersk
die Ursache der Periodizität dieser Gebilde in der magmatischen Zir-
kulation innerhalb des Sonnenkörpers gesucht. Einer der Haupt-
vertreter der gegenteiligen Ansicht ist der kalifornische Astronom See,
dessen Arbeiten kürzlich in diesem Blatte besprochen worden sind.
Er leitet bekanntlich die Sonnenflecken hauptsächlich von der Ein-
wirkung des großen Planeten Jupiter ab, der eine Umlaufzeit von
11 864 Jahren hat und daher alle elf Jahre mit seiner Kometenfamilie
in Sonnennähe kommt; daraus würde vielleicht auch unter Mit-
wirkung des Saturn sich die bekannte etwa elfjährige Maximum-
periode erklären. Allerdings ist diese Periode nur eine ungefähre
Durchschnittszahl; in Wirklichkeit kehrt das Sonnenflecken-Maximum
manchmal schon nach acht Jahren wieder, manchmal läßt es auch
dreizehn Jahre auf sich warten.

Jetzt ergreift nun der Baseler Astronom Zehnder das Wort, um
diese Ansicht von der Mitwirkung der Planeten noch bedeutend zu
erweitern.

Nach den Ausführungen Sees würde man sich die Sonne mit
dem Jupiter einem außerhalb des Systems stehenden als eine Art
Doppelstern darstellen, wie wir solche am Himmel in großer Menge
kennen. Nun bildet aber die Sonne in der Tat mit jedem ihrer
Planeten solchen Doppelstern. Betrachten wir zum Beispiel die Erde
allein mit der Sonne, so ist es eigentlich nicht richtig, zu sagen, die
Erde drehe sich um die Sonne, sondern beide schwingen um ihren
gemeinsamen Schwerpunkt. Das macht praktisch keinen großen
Unterschied, denn infolge der gewaltigen Masse der Sonne liegt
dieser gemeinsame Schwerpunkt mitten in der Sonne. Etwas an-
deres ist es mit den großen Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und
Neptun. Wenn wir Sonne und Jupiter allein ins Auge fassen,
würde der gemeinsame Schwerpunkt der beiden Körper schon vier
Erddurchmesser oder 48 000 Kilometer außerhalb der Sonne liegen;
um diesen Punkt würden also beide kreisen. Ebenso hat die Sonne
mit Saturn, Uranus und Neptun einen solchen gemeinsamen Schwer-
punkt außerhalb ihres Körpers, während die Einflüsse der kleinen
Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars, von den Asteroiden ganz
zu schweigen, so gering sind, daß man sie übersehen darf. Infolge
dieser Einwirkungen der großen Planeten beschreibt nun die Sonne
eine eigene Bahn, die als Resultante der Einzelaufe einigermaßen
kompliziert ausfallen wird, da die Massen und die Umlaufzeiten
der Planeten recht verschieden sind. Eine regelmäßige Periode wird
sich da höchstens für sehr große Zeiträume herausrechnen lassen.

Auf dieser seltsamen Bahn, die im einzelnen viele Ausbuchtun-
gen zeigen muß, kommt nun die Sonne dem Ring von Meteoriten,
der sich uns sonst als Radiantallicht zeigt, in verschiedener Weise nahe.
Bei jeder Ausbuchtung schneidet oder schält die Sonne aus diesem
Meteoritenring Streifen und Schalen heraus, die dann langsam oder
schneller in spiralischem Laufe auf die Sonne zustreben, schließlich in
sie hineinstürzen und sich dabei erhitzen. Aus ihnen entstehen die
Sonnenflecken. Es folgt daraus, daß es eine eigentliche Sonnen-
fleckenperiode von etwa elf Jahren nicht geben kann. Der Jupiter
hat eine Umlaufzeit von etwa 11 bis 12 Jahren, der Saturn von 29,
der Uranus von 84 und der Neptun von 165 Jahren. Wären die
Zahlen des Saturn usw. einigermaßen genaue Vielfache von der
Jupiterzahl, 3 × 11 usw., so würden sie sich zu einer harmonischen
Weltperiode vereinigen, was eben nicht der Fall ist. Die Umlauf-
zahl des Saturn ist immerhin um 4 bis 5 Jahre zu knapp dazu, und
derselbe gilt in geringerem Maße von den beiden übrigen.

Die aus dem weiten Weltall kommenden Meteoriten und Ko-
metentrümmer, auch diejenigen, welche der Jupiter mit sich heran-
schleppt, stürzen dagegen in schiefen Richtungen in die Sonne hinein.
Sie bilden keine Sonnenflecken, denn ihre Massen sind zu gering, um
direkt sichtbar zu werden; aber die durch sie bewirkten Störungen
werden als Protuberanzen wahrnehmbar, indem die Sonnengase
sofort in die entstandenen Schutzklauere hineinstürzen.

Es ist verständlich, daß die Vorgänge auf der Sonne unser
irdisches Wetter stark beeinflussen. Jahre mit einem Minimum von
Sonnenflecken, wie wir sie gerade jetzt haben, machen sich immer
durch ein mehr ausgeglichenes Klima bemerkbar; wir haben dann
kühle Sommer und milde Winter. Dagegen wird durch die hinein-
stürzenden Meteorite, die große Sonnenflecken hervorrufen, der Sonne
Wärme zugeführt, was auf der Erde starke Temperaturschwankun-
gen bewirkt. Dazu kommen elektrische Erscheinungen. Die Elektri-
zität ist nach Zehnders Ansicht als eine etwas veränderte Wärme-
schwingung des Äthers aufzufassen, also eine Art „Wärme des
Äthers“; als ihre Fernwirkung haben wir auf der Erde magnetische
Felder, Gewitter, Nordlichter u. a. m. Möglicherweise kommt auf
diese Weise auch allmählich etwas Licht in die noch etwas schleier-
haften Vorgänge des Strahlungsdrucks, für den sich besonders
Swante Arrhenius ins Zeug gesetzt hat. Die rechnende Astronomie
wird noch viel zu arbeiten haben, bis in allen diesen Zusammen-
hängen genügend Ordnung geschaffen ist.

Dr. W.

Wissen und Schauen

Ein glückliches Volk. Nordenstjöld fragte einst einen grönländischen Eskimo, ob er nicht zugebe, daß der dänische Gouverneur mehr bedeute als er selbst, erhielt jedoch die Antwort: „Das ist nicht so sicher; der Gouverneur hat zwar ein größeres Besitztum und scheint mehr Macht zu haben als ich, allein es gibt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß — über mich aber hat niemand zu befehlen.“ Eine stolze Antwort! Und was für eine Selbstsicherheit, was für ein Glücksgefühl spricht aus diesen Worten! In der Tat sind die Eskimos, zumal die Polareskimos an der nördlichen Westküste Grönlands, ein glückliches Volk. Knud Rasmussen, der unlängst in einem bei Brockhaus erschienenen Buch, die „Heimat des Polar-menschen“ aus genauer Kenntnis anschaulich geschildert hat, nennt diese Eskimos die sorgenfreisten Menschen der Erde. Trotz des steten Kampfs ums Dasein, in den sie die rauhe Natur ihres Landes hineinzwingt, führen die Polareskimos ein glückliches Leben, völlig zufrieden mit dem nach unserem Empfinden so harten Los, das ihnen die Ungunst des Schicksals verliehen hat. Sie werden mit Eigenschaften geboren, die für ihren Unterhalt erforderlich sind, und die Fertigkeit im Gebrauch der Waffen und Geräte, die sie später zu meistern wissen, erreichen sie während des Heranwachsenden fast mühelos und spielend. Die Jagd, die ihnen Lebensbedürfnis ist, betreiben sie mit Ausdauer und Geschicklichkeit; alle Strapazen ertragen sie gleichmütig und mit Todesverachtung.

Die Polareskimos glauben an keinen Gott und verehren kein überirdisches Wesen — dieser kleine Volksstamm ist nicht christianisiert worden —, aber das Gefühl der Andacht ist ihnen keineswegs fremd, und gewisse sagenhafte Ueberlieferungen aus alter Zeit, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden, stehen in hohem Ansehen. Froh leben sie miteinander in einer Art von primitivem Kommunismus und fühlen sich familienweise verknüpft durch ein Band von Anhänglichkeit, das oft ergreifend zutage tritt. Auch den Fremden gegenüber, die ihnen freundlich entgegenkommen, sind sie hilfsreich und freigebig.

Wie man diese und ähnliche Mitteilungen in Rasmussen's fesselndem Bericht über die zweite Thule-Expedition, die er 1916 bis 1918 ausgeführt hat, so drängen sich einem unwillkürlich Schillers Verse auf die Lippen: „Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden, wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?“ H. M.

Gesundheitspflege

Die ärztliche Schweigepflicht. Gar oft wird ein Arzt von einem Bekannten gefragt: „Herr Doktor, was fehlt denn der Frau Mayer? Ich sehe Sie oft in Ihre Wohnung gehen.“ Auf solche Fragen antwortet der Arzt dann meist: „Wäre es Ihnen recht, wenn Sie krank wären und ich würde alles haarklein der Frau Mayer erzählen?“ Und der Frager sieht die Torheit seiner Frage ein und schweigt. Aber was hier eine Selbstverständlichkeit erscheint, die ärztliche Schweigepflicht, kann oft für den Arzt zum schweren Gewissenskonflikt werden. Der § 300 des Strafgesetzbuches bedroht bekanntlich die Rechtsanwälte, Notare, Verteidiger, Ärzte, Wundärzte, Hebammen oder deren Gehilfen mit Strafe, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Standes oder Berufes anvertraut sind. Wie nun, wenn ein junges Mädchen zum Arzt kommt und ihn fragt: „Ist mein Bräutigam gesund?“ Solange der Arzt nicht von diesem selbst ermächtigt ist, Aussagen über dessen Gesundheitszustand zu machen, muß er schweigen, auch wenn er fürchten muß, daß das Mädchen durch die beabsichtigte Ehe unglücklich wird. In solchen Fällen wäre der Austausch von Gesundheitszeugnissen wohl die beste Lösung!

Naturwissenschaft

Was ein Mensch enthält. Nach L u d e n enthält das Blut eines ausgewachsenen Menschen, das etwa einen gewöhnlichen Eimer füllt, nur etwa einen Teelöffel voll Zucker (4 bis 6 Gramm) und etwa einen Eßlöffel voll Salz (32 Gramm). Trotzdem kann der moderne Chemiker diesen Zuckergehalt in wenigen Tropfen Bluts bestimmen. Der Jodgehalt dieser ganzen Blutmenge beträgt 0,01 Gramm. In der Physiologie hören wir, daß die Verdünnung des Adrenalins im Blut durch biologische Methoden auf 1 : 330 000 000 bestimmt wird. Das heißt: ein kleines Glas Schnaps (10 Kubikzentimeter) auf den Inhalt von 1320 Straßensprengwagen verteilen, eine beinahe 10 Kilometer lange Prozession. Den astronomischen Zahlen von 25 Trillionen für die roten Blutkörperchen und 30 Billionen für die weißen steht man genau so fassungslos gegenüber wie der Tatsache, daß diese ganze Blutmenge 65 bis 200 Milligramm Harnsäure enthält. Ein mittlerer Mann hat Fett genug für 7 Stück Seife, genug Eisen für einen mittelgroßen Nagel, genug Koff, um einen Hühnerkorb zu weihen, Phosphor für 220 Streichhölzer.

Erkennungsdienst beim Rindvieh. Einem amerikanischen Kriminalisten beim polizeilichen Erkennungsdienst, dem Herrn Enos in Colorado, ist es gelungen, festzustellen, daß die Nasen der Kühe, Rufe und Ochsen sich ähnlich verhalten lassen, wie die Fingerspitzen des Menschen. Auch sie tragen gewisse Linien-systeme, die individuell verschieden sind; sie können zur Wiedererkennung gestohlenen Viehes benutzt werden. Daß diese Linien- und Milkenanüge ähnlich wie die menschlichen Fingerringen bei den einzelnen Tieren zeit-

lebens konstant bleiben, ist allerdings noch nicht einwandfrei nachgewiesen. Bisher hat man nur ein Jahr lang von den Nasen der Kühe allmonatlich Abdrücke genommen und die Vermutung bestätigt gefunden. Die Zeit seit dem Auftauchen der Idee war zu kurz, als daß man zu abschließenden Ergebnissen gekommen wäre.

Erdkunde

Der Stoffwechsel der Erde. Unsere Erdkruste ist aus chemischen Elementen aufgebaut, die einstmals gleichmäßig gemischt waren. Es hat dann aber allmählich eine Entmischung eingeleitet, die der Erforscher der Erdkruste, Prof. Goldschmidt in Christiania, als den „Stoffwechsel“ der Erde bezeichnet hat. Ueber diese interessanten Vorgänge im Innern des Bodens, auf dem wir wandeln, berichtet Rudolf Hundt in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Die Erde wirkte bei den Stoffwechselvorgängen als Schwerfeld. Auf diese Weise kamen die schwersten Bestandteile in den Kern und die leichteren in die Hülle. Als dann noch eine Abkühlung eintrat, gestaltete sich unser Planet zu einem System, das als flüssig, fest und gasförmig sich darstellt. Es kam zum Schalenbau unserer Erde. Die einzelnen Schalen lassen sich durch verschiedene Dichte und verschiedenes spezifisches Gewicht unterscheiden. Zur äußeren Schale gehört die Luft, die Wasser- und die Silikat-hülle. Eine äußere Silikat-hülle, die aus den Salzen der Kieselsäure besteht, bedeckt eine innere Silikat-hülle, die ein höheres spezifisches Gewicht hat. Diese innere Schale nennt man Ellogit-hülle; sie reicht bis in eine Tiefe von 1200 Kilometer. Unter dieser Schale befindet sich dann eine andere, die aus Schwefel- und Sauerstoffverbindungen des Eisens, Chroms, Titans besteht; sie läßt sich wieder in zwei Schalen zerlegen, in eine untere sulfidische und in eine obere oxydische, und reicht bis zu einer Tiefe von 2900 Meter. Den Kern unseres Erdballes bildet Nickel.

Der sogenannte „Stoffwechsel“ stellt die Auswirkung des Schwerfeldes auf die Erde dar, die noch immer vor sich geht und der wir die Entstehung unserer Erzlagertstätten verdanken. Beim Abkühlen des Erdballes stellte sich außer der Gashülle eine Silikat-, Sulfid- und auch Metallschmelze ein. Früher war die Silikat-schmelze reicher an Schwermetallen als heute, da diese inzwischen in die Tiefe gesunken sind. Deshalb liegt das Platin im Eisentern; auch Nickel hat sich im Eisentern angesammelt. Gold, Silber, Kupfer finden sich in der Sulfid-Oxyd-Schale. Weitere Stoffwechselgänge vollziehen sich in der Silikat-hülle unter unseren Augen. Sie sind mechanischer Natur als Gesteinschiebungen und haben physiko-chemische Natur, soweit es sich um Einwirkungen des Wasser- und Luftreiches auf die Erdkruste handelt. Auf diese Weise entstehen Erzlagertstätten am Boden der Silikatgesteine. So gärt und wandelt es sich noch immer im Innern unserer Erde.



„Wenn der Arbeiter den Reichsbankkurs nicht stützte, wäre ich längst mit der Mark unten.“